

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 37. — Sonntag, den 11. September 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Der alte Leiermann Augustin

Augustin war der berühmteste aller Leiermänner, die ins Heimatdorf kamen. Ob er wirklich Augustin hieß, weiß ich nicht; aber mein Schulfreund Otto und ich nannten ihn so.

Augustins Gewandung war sehr malerisch. Er trug karierte Hosen, einen schwarzen Gehrock, einen Gummikragen, vor dem eine schwarze Künstlerschleife flatterte, und einen Zylinder. Wer ihn so ausgestattet hatte, verriet er nicht. Ob seiner vornehmen, wenn auch sehr abgetragenen Kleidung wurde Augustin von den Dorfleuten besser behandelt als seine Kollegen. Die gewöhnlichen klinkenlopfenden Stromer erhielten immer nur 1 Pfennig, die Leiermänner 2 Pfennig; Augustin aber erzielte Beträge bis zu 5 Pfennig pro Haus.

Augustin stand bei meiner Großmutter in Gunst, weil er ihr immer den schönen Choral: „Ach, bleib' mit deiner Gnade“ vorspielte. Dafür erhielt der Tonkünstler ein Töpfchen Kaffee und eine Butterschneide. Wenn er dieses Mahl unter dem Kastanienbaume unseres Hofes verzehrte, saßen mein Freund Otto und ich bei ihm und versuchten immer aufs neue, ihn nach seiner Herkunft und überhaupt nach seinen Lebensschicksalen auszuforschen. Es war aber nichts aus ihm herauszutriezen, als daß er früher einmal „bessere Tage“ gesehen habe. Wenn Augustin das sagte, seufzte er abgrundtief, und manchmal fuhr er sich mit dem Ärmel über die Augen.

„Du hast wohl früher dein Geld verbumfiedelt?“ fragte Otto in kindlicher Zartheit. Augustin stöhnte.

„Bist du verheiratet?“

Nach dieser Frage stand der Leiermann auf, ergriff die Deichsel des Wägelchens, auf dem seine Drehorgel stand, und fuhr davon. Augustin erschien jeden Monat einmal im Dorfe. Als er das nächste Mal wieder mit uns unter dem Kastanienbaum saß, fragten wir ihn abermals nach seiner Vergangenheit.

„Ach, ich hab' früher bessere Tage gesehen. Und jetzt — wenn man nicht das bißchen Musik gelernt hätte, müßte man betteln gehen.“

„Musik gelernt! Ist denn das Leiern so schwer zu lernen?“ fragte ich.

„Versuch's mal!“ sagte Augustin.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich machte mich an die Orgel heran, die noch auf: „Ach, bleib' mit deiner Gnade“ eingestellt war, und begann zu drehen. Es kam aber nur eine stoßweise, höchst lückige Musik zustande. Augustin lachte Tränen.

„Siehst du, mein Junge, du kannst es nicht. Ja, ja, richtig Drehorgel spielen will gelernt sein. Handgelenk muß man haben. Handgelenk. Ganz rund muß die Melodie herauskommen. Und dann, das richtige Gefühl muß man haben. Nicht alles egal schnell, dieses Stück langsam, das andere rasch; hier mal ein bißchen zurückhalten und da mal wieder forsch ins Zeug gehen. Du kannst es nicht!“ seufzte Augustin; „Na, vielleicht lernst du's später.“ „Na, lieber nicht!“ rief ich. „Nein, lieber nicht!“ seufzte Augustin; „der liebe Gott bewahre dich davor!“

„Ich will auch mal leiern“, rief Otto, „aber nicht den alten Choral, lieber was Lustiges. Ich ziehe hier an der Seite an dem Stift, da kommt was Neues. Und es ertönte alsbald die Melodie: „O, mein lieber Augustin!“

„Hör auf, hör auf!“ rief der Leiermann erschrocken. „Nicht dieses Lied; ich kann es nicht hören!“ Und als Otto nicht aufhörte, sprang Augustin herbei, riß den Jungen zornig hinweg und fuhr davon. — Bis zum nächsten Monat machten Otto und ich Pläne, wie wir den Leiermann veranlassen könnten, den „lieben Augustin“ selber zu spielen. Wir hatten gesehen, daß der Mann geradezu Angst vor dem Liede hatte, und nun mußte er es uns vorleiern. Es ist erstaunlich, wieviel Grausamkeit in Kindern steckt. Was Verstand der Verstandigen als Rohheit an-



Adam und Eva,
Erzgebirger Volksmusikerpaar, das von 1850—1900
in den Karlsbader Restaurants spielte.

sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Augustin mußte den „Augustin“ leiern, vor dem er sich fürchtete, das stand fest bei uns. Ich wollte ein erspartes Zehnpfennigstück hergeben, und wollte dieses Angebot durch eine Leberwurst „verschärfen“, die er seiner Mutter zu stehlen beabsichtigte.

Augustin kam. Auf mein Zehnpfennigstück ging er nicht ein, sah uns nur finster an. Als aber Otto mit seiner Leberwurst anrückte, entstand in dem armen Manne ein schrecklicher Kampf. Er sagte, alle Lieder und Tanzstücke, die er auf seiner Leier habe, wolle er uns vorspielen, wenn er die Wurst bekäme, aber

den „Augustin“ sollten wir ihm doch erlassen. Er jammerte, er bettelte; wir bestanden auf dem „Augustin“. Schließlich siegte das gierige Verlangen nach der leckeren Wurst über die seelischen Widerstände: der Leiermann spielte das verlangte Stück. Wir aber brüllten mit unseren ungeöltten Dorfbränden den Text dazu:

„O, mei lieber Augustin, alles ist hin. Geld is weg, Mäd'el is weg, Augustin liegt im Dreck. O, mei lieber Augustin, alles is hin!“

Der Leiermann nahm die Wurst und fuhr gesenkten Hauptes und ganz müden Schrittes davon. Leise folgten wir ihm.

„Wir hätten es nicht tun sollen“, sagte ich auf einmal beflommen. Otto erwiderte nichts. Vor dem nächsten Tore spielte der Leiermann und sang dazu mit seiner kläglichen Stimme:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Ich weiß noch, daß ich damals wie gehegt nach Hause gerannt bin.

Es war fünfundzwanzig Jahre später, als eines Tages mein Jugendfreund Otto in mein Arbeitszimmer trat. Das erste, was er sagte, war: „Erschrick nicht; anpumpen will ich dich nicht!“

Im alten Heimatsdorfe hatte ich von Ottos Schicksal erfahren. Seine Eltern waren zeitig gestorben, und er hatte es in kurzer Zeit fertiggebracht, das schöne väterliche Gut durchzubringen. Nach der Zwangsversteigerung war er verschwunden, niemand wußte, wohin.

Nun stand Otto vor mir.

„Wie geht es dir?“

„Ach, es geht! Man schlägt sich durch!“

Wir saßen noch lange beisammen, und mit der Zeit, bei einem Glase Wein, wurde Otto zutraulich.

„Dir gegenüber will ich mich mal aussprechen; mit denen zu Hause habe ich nichts mehr zu tun! Das kannst du glauben: kein Mensch kommt nur durch sich selbst runter; es gibt immer welche, die ihm dazu verhelfen.“

„Ja — oft sind es sogenannte gute Freunde.“

Otto unterdrückte einen Fluch.

„Ich bin also dann von Hause fort. Zweitausend Mark waren mir geblieden. Ich bin hierher gekommen und habe einen Kartoffelhandel angefangen. Na, mit Landwirtschaft mußte es ja wohl etwas zu tun haben. Ich hatte ziemliches Glück. Jetzt habe ich ein nettes Geschäft.“

„Das freut mich, Otto!“

„Ja, weißt du, wer erst so ein Lump geworden ist, wie ich einer war, dem muß es schon gewaltig um die Ohren pfeifen, wenn er sich noch mal anders besinnen soll. Ich stand vor dem Ende. Vor dem Tode.“

„Otto!“

„Ja, ich war schon mit dem Stricke auf dem Wege nach dem Walde. Dort wollte ich es tun.“

„So schlimm war es?“

„Ja, so schlimm war es. Aber dann kam's anders. Du erinnerst dich wohl noch an unseren Leiermann Augustin? Also, der war inzwischen sehr alt geworden, aber er leierte immer noch. Und der hat mir das Leben gerettet, ich will sagen, er hat mich davon abgehalten, daß ich mich aufhing. Und das war so . . .“

Otto machte eine lange Pause. Dann fuhr er fort: „An einem Mittwoch versteigerten sie mein Gut. Acht Tage sollte ich noch Galgenfrist haben, dann sollte ich raus. Und da nahm ich Freitag nachmittag einen Strick, wickelte ihn in Zeitungspapier und ging nach dem Walde. Im Hause oder im Garten wollte ich es nicht tun, weil ja dort immer die Mutter herumgegangen war.“

Otto wischte sich mit Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Es ist ein schwerer Weg, so mit dem Strick in der Hand, das kannst du glauben. Ein schwerer Weg! Man kommt nicht schnell vorwärts. Man bleibt oft stehen und holt tief Atem und guckt sich um. Und dann — weil's ja doch mal sein muß, geht man halt so weiter.“

Zuletzt, wie ich dem Walde schon ganz nahe war, konnte ich auf einmal nicht mehr gehen. Ich mußte mich auf einen Straßenstein setzen. Das Paket, das ich trug, fiel herunter, das Zeitungspapier platzte, und man sah den Strick. Fünfunddreißig Jahre war ich damals alt. Es ist schwer so etwas mit fünfunddreißig Jahren. —

Wie ich nun so dasaß, kam der Leiermann Augustin mit seinem Wägelchen gefahren. Erst ärgerte ich mich, daß er kam, dann dachte ich daran, daß wir den Alten mal gezwungen hatten — du und ich — den „Augustin“ zu leiern. Damals ist es ihm schwer gefallen. Und nun war ich selber so ein Augustin, bei dem alles weg war, das Geld, und die Frau davongegangen, und der so im Dreck saß.

Da sagte ich zu dem Leiermann, der mich grüßte und scheu von der Seite ansah: Komm mal her, Alter; ich geb' dir einen Taler oder zwei, oder, wenn du willst, geb' ich dir auch zweitausend Mark, die ich gerade übrig habe, wenn du mir jetzt auf der Stelle den „lieben Augustin“ leiernst.

Weißt du, ich wollte mich quälen. Der „Augustin“ sollte das letzte sein, was ich auf Erden hörte. Mein Totenlied — haha!

Der Leiermann sah mich schweigend an. Dann sagte er: „Dieses Lied spiel' ich nicht; ich kann es nicht hören.“

Aber Alter, es geht ja gar nicht auf dich; es geht ja auf mich — Geld is weg — Mäd'el is weg. — Der Leiermann setzte sich zu mir an den Straßenrand. „Bauer“, sagte er, „du bist pleite; ich weiß es. Aber mir ist's früher einmal noch besser gegangen als dir, und ich wurde noch viel mehr pleite als du. Ich war nicht mal kräftig genug, um zu arbeiten; ich mußte leiern gehen. Aber du siehst, ich lebe immer noch.“

Was ist das aber auch für ein Leben! Da lachte Augustin.

„Ja, im dicken Wohlstand sitze ich ja nicht; aber man lebt halt. Ich denk immer, ich hab' es besser als ein toter Kaiser. Der hat bloß einen Sarg, und ich habe meine Leier, und wenn schönes Wetter ist, da lebe ich eigentlich ganz gut, und der tote Kaiser hat von dem schönen Wetter garnichts!“

Ich wollte schon den alten Schwäger fortschicken. Aber da sagte er: „Etwas will ich dir schon spielen.“ Und da spielt und singt doch der Augustin mit seiner alten, blechenen Stimme:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Du, da hab' ich so schrecklich weinen müssen, daß ich auf der Straße lag und mich krümmte wie ein Wurm. —

Der Alte streichelte mir den Kopf und versuchte immer, mich aufzurichten. Das hat wohl lange gedauert; ich habe nicht aufhören können, zu weinen. Da sagte Augustin: „Wenn du mir halt den schönen festen Strick da schenken tätest. Mein Strick am Wägelchen ist sehr schlecht, schon dreimal hat er Knoten. Wenn du mir also den Strick schenken tätest für das Leiern.“ —

Er wartete keine Antwort ab; er nahm den Strick und fuhr davon. Siehst du, und so kommt es, daß ich noch lebe!“

Erst nach einer ganzen Weile, als wir beide — Otto und ich — nach dieser Beichte ruhiger geworden waren, sagte Otto:

„Du kommst ja immer noch nach Hause. Du weißt Bescheid da. Der Hauptgrund, daß ich mir heute mal erlaube, dich aufzusuchen, war eigentlich der: ich wollte dich fragen, ob der Augustin noch lebt. Jetzt, da mir's besser geht, möchte ich gern etwas für ihn tun.“

Ich erhob mein Weinglas.

„Otto, wir wollen mal auf das Andenken des Alten trinken. Er leiern nicht mehr. Seine Walze ist abgelaufen. Sein Sach' ist jetzt wirklich aufs best' bestellt.“

Obige Schilderung entnahmen wir dem leisterschienenen Buche „Vergrabenes Gut“ von Paul Keller, dem großen Heimatdichter, der am 20. August 1932 starb. Es enthält Erinnerungen aus des Dichters Kindheit, von seinem Großvater, Vater und vom schlesischen Leben, sowie Erinnerungen aus Vortragsreisen und andere Erzählungen, Legenden und Humoresken. Erschienen im Bergstadtverlag, Breslau, 280 Seiten, in Leinen RM. 3.75.

Der Dukatenhof

Aus „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ von Karl May.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als der letzte Ton verklungen war, trat der Geistliche zu Häupten der Verstorbenen und begann seine Rede; aber er nahm nicht, wie sonst üblich, ein Bibelwort zum Thema, sondern es diente ihm der soeben gesungne Vers dazu. Auch das hatte die Tote gewollt, und ihr Wille mußte befolgt werden. Der Pfarrer war im weiten Umkreis als einer der besten Redner bekannt; schon oftmals hatte er harte Seelen auf das tiefste erschütterte, und man ahnte, daß er sich heut eine ähnliche Aufgabe gestellt habe. Trotz des milden, linden Tones, in dem der greise Seelsorger sprach, fühlte auch der Dukatengraf diese Absicht. Sein Stolz bäumte sich dagegen auf; die Falten, die sich ihm von Schläfe zu Schläfe zogen, wurden immer tiefer, und als der Redner bei dem Schwert anlangte, „das durch die Seele bohrt“, und die Absicht vermuten ließ, jetzt sich an diejenige Seele zu wenden, die der Toten im Leben am nächsten hätte stehen sollen, da war es mit seiner Geduld zu Ende. Den abgenommenen Hut sich auf den Kopf setzend, ergriff er die Hand der Tochter und sagte so laut, daß alle es hörten:

„Komm, Emma, wenns so lauten soll, da haben wir hier nichts mehr zu suchen! Ich danke für Ihre Rede, Herr Pfarrer; bezahlt habe ich sie, aber brauchen tu ich sie nicht! Der Dukatengraf weiß ganz von selber, was er zu tun und zu lassen hat, und Sie werden wohl noch erfahren, was für ein Unterschied zwischen Leichenrede und Strafpredigt ist!“

Emma erschrak sichtlich über das Tun ihres Vaters; sie zog ihre Hand aus der seinen und wandte sich zum Sarg zurück.

„So bleib, wenn dirs gefällt; ich hab nichts dagegen!“ sprach er, indem er sich vom Grab wendete.

Die Nahestehenden wichen scheu vor ihm zurück; er schritt mit trotzig zurückgeworfenem Kopf zwischen ihnen hindurch und verließ den Kirchhof. Draußen kam eben der Wagen des Barons dahergerollt.

„Willkommen, Herr Baron! Sie wollen wohl zu mir?“ fragte er diesen.

„Natürlich! Wir müssen Ihnen doch unser Beileid über den Verlust —“

„Schon gut! Halb so viel ist auch genug! Und wenn Sie sich wundern, mich hier zu sehen, statt drin bei den andern, so sollen Sie unterwegs den Grund erfahren. Darf ich aufsteigen?“ —

Sein Verhalten hatte die ganze Versammlung in eine unbeschreibliche Verwirrung gebracht, und nur einer war es, der seine Fassung bewahrte, der Geistliche. Er suchte zunächst das Mädchen zu beruhigen, das jetzt schluchzend an der Erde lag; dann winkte er dem allgemeinen Ausdruck der Entrüstung Schweigen und setzte, als die nötige Stille wieder eingetreten war, die unterbrochene Rede fort.

Ein Begräbnis wie das heutige hatte noch niemals stattgefunden, aber es war auch niemals eine Predigt wie die gegenwärtige gehalten worden; und als am Schluß das Gebet gesprochen war, da wußte jeder, daß er diesen Tag im ganzen Leben nicht vergessen werde.

Der Sarg sollte nun geschlossen werden, und schon griff man zum Deckel, da zog ein lauter, angstvoller Ruf die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem Eingang hin.

„Halt, halt“, klang es. „Ihr dürft sie nicht einscharren; ich muß die Anna sehn; sie lebt; sie ist nicht tot!“

Es war der Köpfe-Franz. Trotz aller Eile war es ihm erst jetzt gelungen, die Trauerstätte zu erreichen, und mit Aufbietung seiner letzten Kräfte arbeitete er sich den breiten Kirchhofsgang hinauf, bis in die Nähe des Sargs. Er hatte den Hut verloren; die langen Haare hingen ihm in wirren Strähnen um den Kopf; auf Stirn und Wangen stand der Schweiß in großen

Tropfen; seine Augen glühten wie im Fieber; sein Atem flog, und seine Hände bebten, als er die schwarzen Bretter erfaßte, um sich an ihnen aufzurichten.

Kein Mensch trat ihm hindernd entgegen. Sie alle kannten die Geschichte des unglücklichen Mannes; sie alle wußten, daß niemand die Verstorbene so sehr im treuen Herzen getragen hatte, wie er, daß ihr Tod keinem, außer ihrem Kinde, so nahegehen müsse, wie ihm; und so störten sie ihn nicht in seinem Verlangen, die leblose Hülle zu sehen.

„Anna, wach auf!“ rief er mit zitternder Stimme. „Der Franz ist da, der Richter-Franz, der mit dir reden will! Ich weiß, du bist nicht tot, du wirst mich hören!“

Sein Auge suchte das erblichene Angesicht der Leiche; es fiel auf den regungslosen Kopf mit dem vor der Zeit ergrauten Haar, den eingesunkenen Augenhöhlen, den eingefallenen Wangen und wandte sich dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf die Umgebung.

„Hab ichs nicht gesagt? Die Anna ist nicht tot, die Anna kann mir nicht sterben! Das hier ist dem — na, dem seine Frau; das ist die Bäuerin von dem — na, dem Hof da draußen; die kann immer tot sein; die könnt ihr immer begraben, denn sie ist seine Frau gewesen. Aber die Anna, die ist mein; die habe ich bei mir zu Haus viele hundertmal; die laß ich mir nicht nehmen!“

Er schob sich von dem Sarg zurück und gewahrte nun erst Emma, die unter herzbrechendem Weinen die erschütternde Szene beobachtet hatte.

„Wer bist denn du?“ fragte er sie. „Dich habe ich noch gar nicht gesehen! So wie du sah die Anna aus, als sie zum ersten Mal ins Dorf gekommen ist, gerade so wie du. Aber du bist sie nicht, du bist — geh weg“, unterbrach er sich, indem es wie Haß in seinen Augen aufblitzte; „ich könnte dir gut sein, gerade wie der Anna, aber ich mag von dir nichts wissen. Die Anna hatte blaue Augen, du aber, wenn du auch weinst, ich sehe es doch, du hast Dukatenaugen!“

Er nahm die unentbehrlichen Hölzer, die er vorhin von sich geworfen hatte, wieder von der Erde auf, lenkte um und schob sich, ohne die Versammlung weiter zu beachten, wieder von dannen. Sein Weg führte ihn das Dorf hinauf; die Straße war ziemlich menschenleer, und die wenigen Personen, die ihm begegneten, bemerkte er kaum. Nur allein mit seinen Gedanken beschäftigt, lenkte er endlich in einen engen Seitenpfad ein, der zu einer Stelle führte, wo abseits von den übrigen Gebäuden ein kleines, einstöckiges und äußerst vernachlässigtes Haus stand. Es war sein Eigentum und seine Wohnung. Er hielt still, sah scheu nach allen Seiten um, und da er niemand gewahrte, der seine Worte hören konnte, murmelte er halblaut:

„Das ist dem Köpfe-Franz sein Dukatenhof. Aber der Franz ist gescheiter als der — der — der andere. Wenn die Leute wüßten, daß der arme Krüppel bloß dann ein Bettler ist, wenn er mal nach Haus kommt, so würde mein Rachelosen —“

Er hielt vorsichtig inne, denn er war im Begriff gewesen, sein kostbarstes Geheimnis in den Wind zu plaudern. Nachdem er, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei, die Runde um das Häuschen gemacht hatte, zog er einen riesigen Schlüssel aus der Tasche und näherte sich der Tür. Das Schloß war so hoch, daß er es gerade noch zu erreichen vermochte; er öffnete, schob sich in den engen, dunklen Flur und schloß dann hinter sich wieder sorgfältig zu.

Die Hütte hatte zur ebenen Erde drei Räume: den Flur, einen kleinen Stall und die Wohnstube. Er öffnete mit einem zweiten Schlüssel die zu der letzteren führende Tür und verriegelte auch diese dann von innen mit einer Bedachtsamkeit, als habe er ungewöhnliche Schätze zu verbergen. Da die Läden zugemacht waren, so herrschte vollständige Dunkelheit um ihn her, bis er ein Feuerzeug hervor suchte und damit ein kleines Lämpchen anzündete, dessen ungewisser Schein wenigstens eine Art von Dämmerung hervorbrachte. In dieser traten eine Anzahl von Köpfen gespenstisch hervor, die rings an den weißgetünchten Wänden angebracht waren; sie stellten alle ohne Ausnahme

(Fortsetzung Seite 6.)

Bilder aus aller Welt



Der Soldatenberuf, ein Ausweg für Englands Arbeitslose.

„Seht, so adrett und wohlgenährt sieht ein Soldat
Sr. Majestät aus“,

sagt der Werbekorporal zu den englischen Arbeitslosen, denen er alle Vorteile des Soldatenstandes in lockenden Farben schildert, um sie zum Eintritt in das Heer zu gewinnen. Englands Armeebetrieb beruht ja auf dem System der Werbung und braucht so alljährlich für den Heimat- und Kolonialdienst viele Zehntausende Rekruten.



Die Polizei filmt.

Es wird nur wenigen bekannt sein, daß die preußische Polizei ein eigenes Filmatelier besitzt. Dieses „Polizei-Hollywood“ befindet sich in Berlin und ist mit den modernsten Beleuchtungsmitteln, Kulissen und Aufnahme-Apparaturen ausgerüstet. Die Polizei-Filmstelle produziert Filme zu Unterrichtszwecken, besonders über verkehrstechnische und kriminelle Fragen. Modellaufnahme eines Verkehrsunfalls im Polizei-Filmatelier. An der Kamera Major Saal, der Leiter der Polizei-Filmstelle.



Der Stahlhelm als Helfer
in der Not.

Ein Bild von den praktischen Übungen, die der Stahlhelm bei dem großen Frontsoldatentag in Berlin vorführte. Stahlhelmsoldaten setzen auf einem rasch gebauten Floß zur Hilfeleistung bei einem fingierten Waldbrand über.

Auf dem 13. Reichsfrontsoldatentag zeigten die Stahlhelmsoldaten nicht nur ihre ausgezeichnete Disziplin in militärischen Übungen, sondern auch, daß sie bereit und fähig sind, überall als Helfer bei Notständen aller Art mitzuwirken.





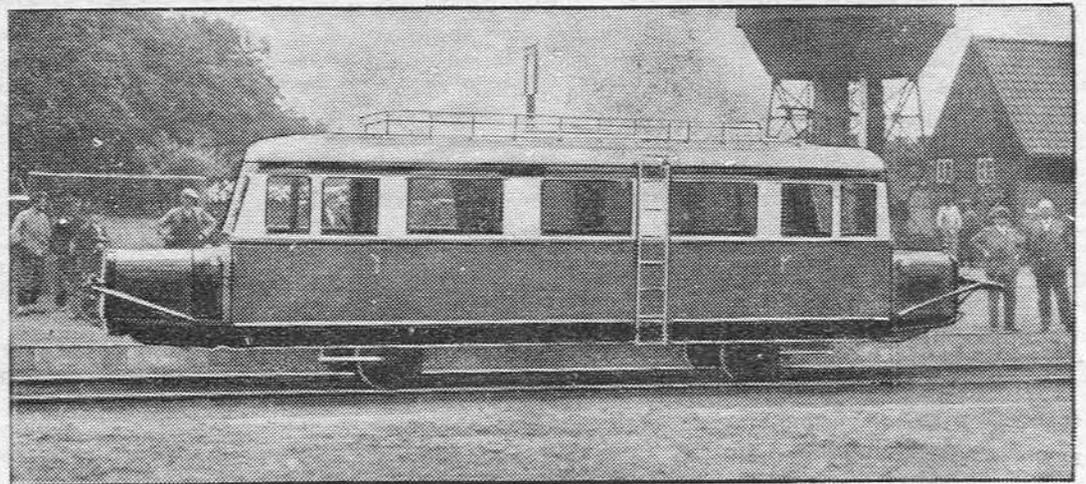
Krüppelkinder spielen Theater für ihre kranken Leidensgefährten.

Die Theater-Aufführung vor den kranken Krüppelkindern. In Berlin, im Oskar-Helene-Heim, der bekannten Anstalt für Heilung und Erziehung junger Krüppel, fand eine Festveranstaltung statt, bei der die Kinder erstaunliche Leistungen in den verschiedenen Sportarten zeigten und schließlich vor ihren kranken Kameraden ein Theaterstück aufführten.



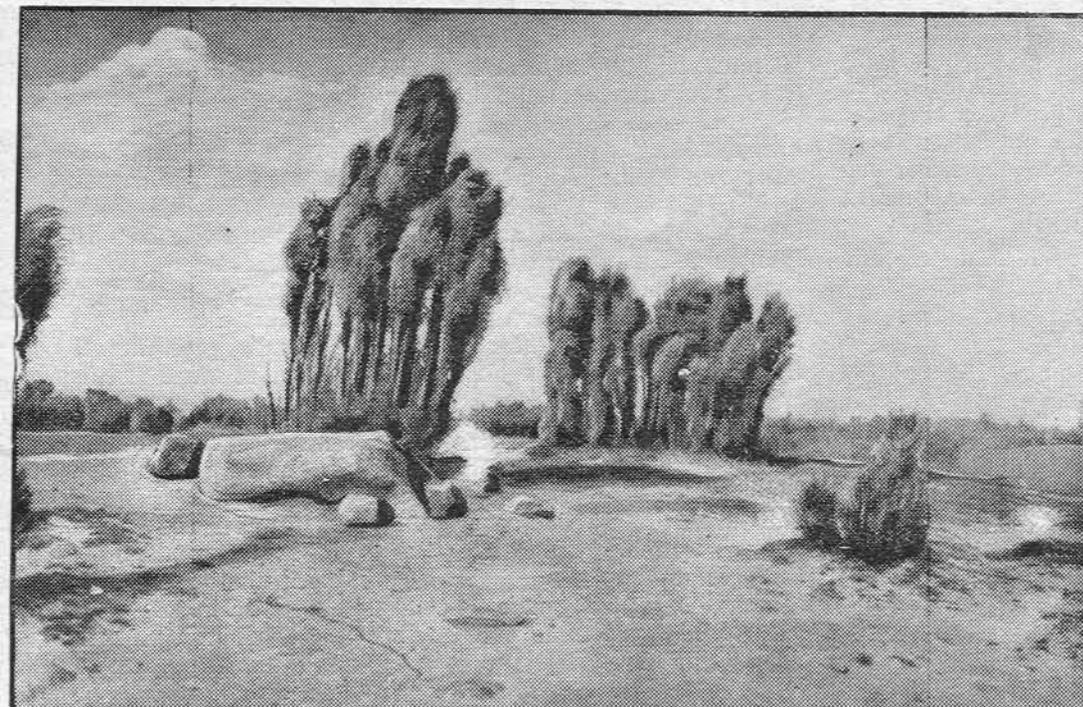
Ein Schienen-Autobus mit Vorder- und Rückantrieb.

Der neue Schienen-Omnibus der Kleinbahn Lüneberg—Soltau. Auf der Kleinbahn Lüneberg—Soltau ist ein Schienen-Autobus mit Vorder- und Rückantrieb eingestellt worden, der als fahrplanmäßiger Zug aufgeführt ist. Es handelt sich um das erste derartige Fahrzeug, das in Betrieb genommen wurde.



Die Lüneburger Heide, das schönste Reiseziel im Herbst. Wachholdergruppe und Hünengrab in der Heide.

In diesen Herbstwochen bietet die Lüneburger Heide wohl eines der schönsten Reiseziele in ganz Europa. Überall steht die Erika in Blüte und bildet mit den dunkelgrünen Wachholderbüschen ein Bild von eigenartiger Stimmung. Man kann kilometerweit durch die Heide wandern, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen und sich so dem Eindruck vollster Natureinsamkeit hingeben.



in den verschiedensten Ausdrücken und Schattierungen ein und daselbe Mädchen dar, und wer Emma vorhin auf dem Kirchhof gesehen hatte, dem mußte die Ähnlichkeit dieser Kopfzeichnungen mit ihr sofort in die Augen fallen.

Er hatte den Sack abgelegt, die Stemmhölzer beiseite geworfen und froch nun in einer Weise auf den Händen in der Stube herum, die ihm das Ansehen eines hilflosen, vierfüßigen Tieres gab, dem die Hinterbeine gelähmt worden sind. In einer Ecke des ärmlichen Gemachs befand sich ein armseliges, anspruchsloses Lager, bestehend aus einem Haufen dünnen Laubs, über den eine alte Decke gebreitet war. Er wühlte einige Zeit darin herum und brachte zwei lange, starke Kerzen zum Vorschein, mit denen er sich einem niedrigen Tischchen näherte; dessen Platte bestand aus zwei Teilen, so daß der obere zurückgeschlagen werden konnte. Zu beiden Seiten war eine Drahtdille angebracht, in die er die Kerzen befestigte und dann mit Hilfe der Lampe anbrannte. Dann zog er ein Tuch aus dem Tischkasten, breitete es über die Platte und schlug die Klappe zurück. An der einen Seite der Klappe war ein in Del gemaltes Porträt angebracht, das denselben Kopf darstellte, der in so vielen, verschiedenen Darstellungen an die vier Wände gezeichnet war.

Er hockte sich vor dem Tisch nieder und richtete sein Auge mit warmem, innigem Blick auf das Gemälde. So saß er lange, lange Zeit, still und im Anschau versunken. Seine Züge waren jetzt frei von jenem störenden Ausdruck und sprachen von nichts als von einer tiefen Verehrung.

„Du hast mich wieder, meine Anna!“ flüsterte er endlich glücklich. „Bin lange fortgewesen, nicht wahr? Aber brauchst keine Sorge zu haben, es ist mir gutgegangen, besser noch als andermal. Habe wieder in der großen Stadt gemalt, wo die schöne Galerie ist mit den vielen Bildern, und wo sie mich immer anschauen wie ein Wundertier, wenn ich die vornehmen Leute zeichne, die da aus- und eingehen. Und denk dir nur, der König war auch da mit seiner Frau und vielen anderen Herren und Damen, Fürsten und Grafen, Ministern und Generälen; die haben mit mir gesprochen. Ich habe sie zeichnen müssen in ihrer Wohnung, alle miteinander. Da hat's Geld gegeben, wie ich dir noch niemals soviel mitgebracht habe. Banknoten, Gold und Silber! Aber ich habe mirs umwechseln lassen in lauter Dukaten. Laß dirs zeigen!“

Er bog sich zu dem Kollkasten nieder, und nun zeigte es sich, daß dieser einen Doppelboden hatte, zwischen dem sich ein Schubfach befand, das er hervorzog. Neben Malergerät und sonstigen Dingen, die man dem unscheinbaren Bettler nicht zugetraut hätte, lagen hier mehrere sorgfältig in Papier gewickelte Rollen, die er öffnete, um die Goldstücke im Schein der Kerzen glänzen zu lassen.

„Siehst du, wieviel?“ lachte er glücklich. „Sie sagen hier, ich wäre verrückt, weil du nicht meine Frau geworden bist; aber ich bin gescheiter als sie alle, und wer der Reichste ist im Dorfe, das wird sich schon auch noch zeigen! Es hat noch keiner von ihnen in der Zeitung gestanden, mich aber haben sie in Dresden hineingesetzt. Warte, ich will dirs mal vorlesen!“

Er nahm ein zusammengefaltetes Blatt aus dem Fach und schlug es auseinander.

„So, hier stehts! Ich habe dirs mitgebracht, damit du auch wissen sollst, was sie dort von mir sagen.“

Zwar nicht fließend, aber doch ohne besondere Fehler las er folgende Zeilen ab:

„Seit einigen Tagen ist wieder, wie schon einige Male früher, jener seltsame Besucher unserer Bildergalerie zu bemerken, der nicht nur die Augen durch sein körperliches Unglück auf sich zieht, sondern auch durch eine seltene Begabung für das Porträtzeichnen die lebhafteste Teilnahme aller derer erweckt, die den mehr als bescheidenen Mann in der ihm stillschweigend eingeräumten Ecke hocken sehen. Leider scheint der Unglückliche infolge trüber Erfahrungen, über die er ein beharrliches Schweigen bewahrt, geistig gestört zu sein, was ebenso wie sein Alter eine Aus-

bildung bezw. Ausnutzung seines Talentes zur Unmöglichkeit macht; doch äußert sich diese Störung in einer anderen durchaus nicht belästigenden Weise und hat jedenfalls ein Wesentliches zu der Beachtung beigetragen, die ihm sogar von hoher und allerhöchster Seite entgegengebracht worden ist. Wie wir vernehmen, hat er trotz seiner mehr als geringen Hoffähigkeit das Glück gehabt, die Majestäten zeichnen zu dürfen; die Hofgesellschaft hat sich diesem Akt der Mildtätigkeit angeschlossen, und wenn man aus sicherer Quelle erfährt, daß einer unserer reichsten englischen Sommergäste ihm eine kleine Familienfeste mit fünfzig Talern bezahlt hat, so liegt darin keineswegs eine Beruhigung für uns, sondern vielmehr eine Aufforderung, ihn auch weiteren Kreisen aufs wärmste zu empfehlen.“

„Siehst du?! Was da steht, ist alles wahr, nur das von wegen dem Geist nicht. Ich kann doch nichts dafür, daß ich anders rede als diese Leute und daß sie zu mir niederschaun müssen, wenn sie mich ansehen. Der König hat gar gemeint, er wolle für mich sorgen und deshalb an meine Behörde schreiben lassen, ich aber habe mir das verboten, denn wir habens noch lange nicht nötig, uns ins Armenhaus stecken zu lassen, ich nicht und du erst recht nicht! Wer weiß, ob der König immer so viel Dukaten hat wie wir!“

Die Erwähnung der verhängnisvollen Münzsorte gab jenen Gedanken eine andere Wendung.

„Und der — der — na, du weißt schon, wen ich meine, der auch nicht! Mit dem gehts immer mehr bergab; er spielt und kauft Papiere von dem Zettelkramer, die mal nichts wert sein werden, und nachher — nachher wird der Dukatenhof mein, denn der Baron bekommt ihn nicht, dafür will ich schon sorgen! Ich habe dich nicht haben sollen, weil ich arm gewesen bin, und der — — der war reich. Da hab ich einen Schwur darauf gesetzt, daß der Hof mein wird, und jetzt, jetzt bin ich ebenso schwer und noch schwerer, als er damals war. Und wenn du das nicht glaubst, so will ich dirs beweisen. Wir wollen wieder mal zählen!“

Er froch zu dem alten, unförmlichen Kachelofen, unter dem ganze Stöße von Zeichnungen lagen, die immer nur den einen Kopf behandelten. Er räumte sie zur Seite, und wer nach kurzer Zeit an dem verschlossenen Laden gehorcht hätte, dem wäre es bei scharfem Gehör vielleicht gelungen, ein Klängen zu erlauschen, das mit der Unermlichkeit der halb verfallenen Hütte nur schwer in Einklang zu bringen war. — —

2. Aus vergangener Zeit.

„Auff dem Hoff ist geseßä eyn Herr von Stiegelitz, so bey nahe achtzig Jahre alt gewesen ist, und hat gehabt eyn so überaus rothe Nasen, weyl er den Saft geliebt hat, so aus dem Faß gelauffen kompt. Daherohalben ist ihm der Beyttel klein geworden, und besagter Stiegelitz hat sich umbesehen müssen nach eyn Käuffer für das Gut. Da kompt eyn Wachtmeister, so unter dem Wallenstein gedient hat, Graff geheissen, und indeme derselbe Schwedensynd den Hoff kauft, nimpt er eyn Geldtazgen vom Leib und wirft darauß eyn überauß mächtigen Hauffen Dukatenn auf den Tisch, so mann zu Kennitz zu Lande Hungarn schlägt. Solch Gewechs ich gewesen eyn allermassen köstlich Arzneyen für dem alten Herrn sein trucken Kehlen, und hat selwiger Wachtmeister von dießer Stundt geheissen der Dukatengraff. Hab ihn auch gekannt, indem er meyn zweite Reich gewesen ist, so ich eyn Parentation gegeben hat.“

So lautete eine Stelle aus der Chronik, die noch heute auf dem Pfarramt einzusehen ist. Der Wachtmeister ist gestorben; eine ganze Reihe seiner Nachkommen ist ihm gefolgt, aber Name und Vermögen haben sich erhalten und fortgeerbt von Kind auf Kindeskind. Die Dukatengrafen haben stets mit Stolz herabgeblickt, sind nie umgänglich gewesen und haben auch niemals für irgend jemand Freundschaft und Vertrauen gezeigt.

Nur Heinrich Graf, der letzte von ihnen, machte eine Ausnahme von dieser Regel. —

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



Wie mer de Leit foppt.

(Nachdruck verboten)

Bei Tog is in de Gastheiser und Schänken net d'rhausen aufzuführen! Dos is schu alle meitog asu gewa'n, odr manche Leit tot'ns net gelaam — aah dr Brunner-Halm net. 's war kaa Wunner. Dr Halm war a Maa, dar ganz salten amol vu d'rhamm fortam, oft galeich a halb Gahr net. Odr wenn'n'r gerod amol nei gerodt war in a fitts Wärtshaus, do hot siechs eitl getroff'n, doß awint lustigs Volk drinne gefassen is, wos do an Viertiesch sei Kalb'l ausgetriem hot. Nu dacht' dr Halm, doß müßt jedesmol asu sei in de Bierschänken, un weils heit an Freitag gerod amol umgedreht gewa'n is, do hotn dos Ding gar net racht gepaßt. Schu a halbe Stund soßr an dann Schänktiesch dra — mutterseeln-allah. Uhmndrauf stand a Tipl Bier un d'rnahm a klaans Schnaps'l. Do tot dr Brunner-Halm net anderschr. „'s Bier is ze kalt un aah ze wass'rig!“ saah't'r. „Dr Mensch kaa net vürsichtig foot sei!“

Aah ene Zeitung log off'n Tiesch. Gelasen hot'r net drinne. Wos'n awos ahng, dos stand net drinne, un wos drinne stand, dos ginge nisch't ah!

De aanzige Hantierung war sei Tobakpfeif. Gewolken hot'r rauszamm geblosen, als wenn a Kuhn-Weiler dämmt driem in Staabacher Wald. Of de Sorte gobr nisch't. „Mir schmeckt alles!“ saah't'r. „Bluß ne Bähmischen kaa iech net raachn — — der is mer ze teier!“

Wie nu mei Brunner-Halm asu verlossen dosoß, ging de Tür auf, un rei schub siech a gottergar uhflaatiger Wulfs (Bund). D'rhinne har kam a Maa. 's war a Band-Maa (Hausierer).

„Schinn gut'n Tog rei!“ saah't dar Fremde. „Geliß auf!“ maanet dr Halm. 'r war galeich a fänkl neugierig, wos in dann Wulfs drinne war. Nu sann ar bluß dodrüber nooch, wie ar mit dann fremden Maa a bißl en'n Dischkur ahfange könn't!

Dar warf sen'n Leimet-Bündel vorn hie off'n Battelmaa-Tiesch un sehet siech ganz gemietlich nah zun Brunner-Halm. Dr Halm hot siech in dar Zeit, wu siech dar Maa an Tiesch niederließ, immer de Kahl schu sachte naßgemacht.

„Kimmste vun drunten rauf?“ fung'r ganz treiharzig zun Band-Maa ah.

„Habe“, saah't dar, „vun Marieberg!“

„Vertaafft de ebber Band?“ freegit dr Halm wieder.

„Ah miet!“ asu gob ne dar Fremde zer Antwort. „Bei mir kaaste alles krieng: Husentrager, Bettzeig, Pfeng-Bann'l, Schnürsenkeln, Strümp, gruze und klaane — wie de se nar hoom willst!“

„Inu, a Paar Husentrager könn't iech schu gebrauch'n“, saah't dr Halm, „odr, doß muß iech dr galeich soong: Reich warschte net d'rbei!“

„Denkste?“ maanet dar Bandmaa. „Russe, die Sach ward siech schu machen — iech bie fruh, wenn iech a Stückl verkaafen tu.“

„Ward schu sei!“ lachet mei Halm. Nu nahm'r ne Tobakbeitel aus sen'n Schärzenlagn raus.

„Do, stupp amol ei!“

„Es tut mer läd“, saah't dar Fremde, „iech kaa net raang!“ (rauchen).

„Wos?“ freegit dr Halm d'rshrocken „Du kaast net raang?“

„Maa!“ saah't dar Bandmaa

„Harrschte, do dauerschte mieh!“

„Half dr Gott!“ gob ne dar zerüd. „War kaa d'rfür!“

Dr Halm wur net fartig mit Wunnern. 'r hatt' doch schu Vielerlaa gehärt in dr Walt, odr daß aanner noch net raang funnt in dann Alter, dos funnt'r bal net gelaam.

Ueber dann Dischkur war aah dr Wärt, dr Sauerfried-Gotthilf zu dar Tür rei komme.

„Gotthilf“, ruffet dr Halm eilig, „komm nar galeich amol har, doß de dos gruze Wunner siehst! Odr bräng mer aah geleich noch a Schnaps'l miet — en'n Pfaffersfoot!“

„Aans nooch ne andern“, maanet do dr Wärt, „iße will iech nar erscht dann Maa ene Hand gaam! — Geliß auf, Bandmaa!“

„Schinn gut'n Tog“, saah't dar.

Dr Halm rücket sen'n Stuhl immer noch e bißl nahndr.

„Gud' dir'n nar fei richtig ah!“ su saah't'r immer wieder.

„Inu, ahgucken tu iech ne schie“, saah't dr Gotthilf, „ober awos Uh-rachts sah iech net!“

„Inusse, du mußt doch gar kaane Klang in Kup hoom!“

„Maanst de ebber ne Bart? Dar is e bißl schimmlich — odr für ne Bandmaa is'r gut foot!“

„Ich dent's aah!“ saah't dr Bandmaa.

„Na, do will iech dersch nar soong“, pläset mei Halm raus,

„dar Maa, dar do siht an Tiesch, dar Bandmaa — ka net raang!“

„Eise geesis! Ja, 's is doch aah wahr!“ ruffet dr Wärt in lauter Verwundering. „Odr asu wos! — — Kaast dä du schu immer net raang?“

„Inusse, wie iech noch klaa war, do kuunt' iechs noch net. Wie iech odr nei gange bie in dr Schul, do hot's fei nimmer lang gedauert.“

Dr Halm schlug mit alle zwaa Feist' off'n Tiesch auf un lachet gerod naus. „Inusse, du narrscher Karri du, worüm raachst de dä do heit net, wu iech dr ne Tobak gab?“

„Ja, mei gut's Kind“, saah't do drauf der Bandmaa un zug de leere Rocktasch vu enanner, „iech tät schu ganz garn raang, odr iech kaa net: Ich hob mei Tobakpfeif — vergassen!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

Am Sachsenstein bei Lauter.

Der Ruhetag ladet aufs sonnige Feld,
heraus aus den Mauern und Straßen.
heraus aus dem Treiben motorischer Welt;
Es hupt und es knattert, es pufft und es gällt, —
Ein nimmerendendes Rasen. —

Bis ins kleinste, fernste Gebirgsdorf hinauf
Trägt sich der Eilschritt der Zeit,
Jagt der rotierenden Räder Lauf
Mit stählernem Zwange, bergab, bergauf,
Durch blühende Bergeinsamkeit.

So schau ich hernieder im Waldeschweigen
Von der Höhe am Sachsenstein.
Schier unaufhörlich im stürzenden Zeichen
Faucht unten im Tal der motorische Reigen
Durch der Bäume schattigen Reih'n.

Da ist mir's, als löste ein goldener Strahl
Die Haft der durchfluteten Räume.
Es klirren Hufe mit munterem Schall,
Ein blitzender Landauer rollt durch das Tal
Wie vergangene glückhafte Träume. —

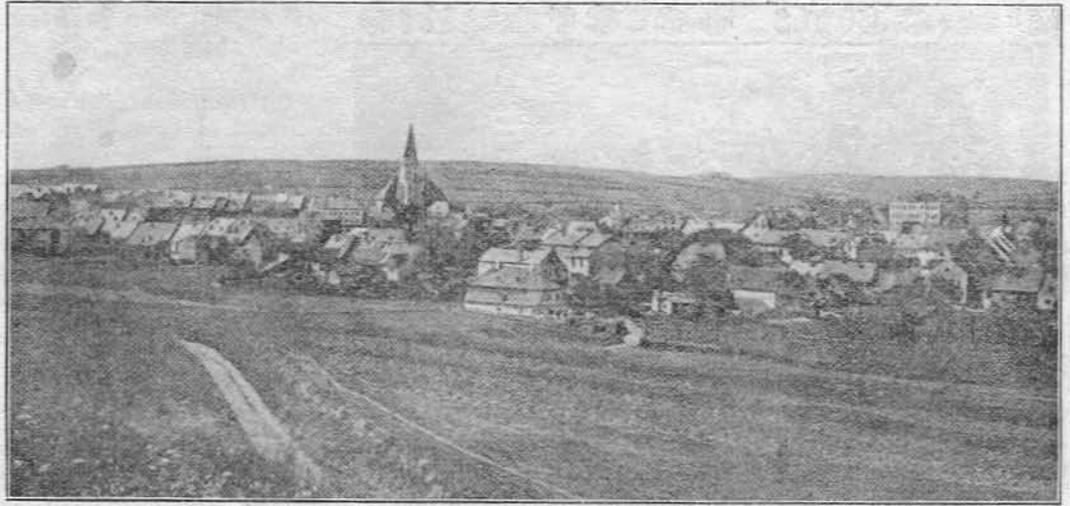
E. Bauer sch s.

Von der Musikantenstadt Preßnitz

Wer hat noch nicht von den Preßnitzer Musikanten gehört, wer nicht besonders auch von den Harfinistinnen dieser böhmischen Stadt?

Es ist ein ausgesprochen musikalisches Völkchen, das da oben am Kamme des Erzgebirges wohnt. Von alters her zeichnet es sich durch seine Musikalität und seinen Wandertrieb aus, die beide in ihm stecken, quasi mit jedem dort auf die Welt kommen. Und dieses Fortwandern liegt auch an dem Boden der Heimat, dem harten und unfruchtbaren, dem man nur mühsam abringen kann, was das Leben benötigt, und oft nicht einmal dieses. Da ist denn nicht selten Schmalhans Küchenmeister. Doch der Erzgebirger — diesseits, wie jenseits der Grenze — verzagt nicht, behält den Kopf hoch. Gehts drham nicht vorwärts, so schnürt er sein Bündel und zieht hinaus in die Fernen; der Preßnitzer mit seiner Musik. Auf sie baut er, sie kann er nicht lassen, und mit ihr getraut er sich immer wieder, draußen in der Welt sein tägliches Brot zu verdienen, sei es mit der Zupfgeig' oder der Violine, sei es mit Flöte oder Klarinette, mit der Gitarre oder mit der Harfe. Und meist hat auch Frau musika den Tapferen weitergeholfen; ja, viele, sehr viele von denen, die da auszogen, haben sich in fernen Landen, ja, Erdteilen, ihren Unterhalt zusammenmusiziert; ja manche, die mit nichts fast daheim das Bündel schnürten, sind mit hübschen Sümmlen zurückgekehrt.

Und in die Heimat zurück will jeder Gebirgler. Ist sein Häuß dort noch so klein und armselig, wuchs er in Not und Sorgen auf, die heiße Sehnsucht nach der heimatlichen Scholle vermochte er, wo er auch in der Ferne weilte, nicht zu unterdrücken.



Das Wort „Heimat“ wird ihm nicht zum leeren Wahn. Immer zog es auch die Preßnitzer zurück zu ihrem stillen Städtchen mit den lieben Erdgeschosshäusern, dorthin, wo die Wiege stand im Elternhaus, und wo man einmal für immer ausruhen will von der Erdenfahrt. Und so sieht man denn in Preßnitz in vielen Fenstern unzählige originelle Reiseandenken aus aller Herren Länder. Einer derer, die so in die Welt hinausgezogen sind, war der Preßnitzer *H a n e r*. Als armer Musiker zog er aus. Er kam u. a. nach Singapur, gründete dort ein Hotel, wurde zum reichen Mann, kehrte nach Europa zurück, und starb in Wien, noch bevor er sein Preßnitz wieder sah; aber in der Heimat liegt er begraben. Seiner Vaterstadt vermachte er große Sammlungen exotischer Gegenstände aus China, Japan, aus der Südsee usw. Mehr als 200 Gegenstände bilden das Inventarium dieser Sammlung. Neben anderem sieht man hier auch Kriegsgewehre der verschiedenen Völker, Gegenstände des täglichen Lebens und zahlreiche Musikinstrumente aus aller Welt. Wer Preßnitz besucht, soll nicht versäumen, dies alles sich einmal anzusehen und die wanderfrohen Musikanten dort zu studieren.

Bilder vom Obererzgebirgischen Bezirks-Feuerwehrtag in Schlettau

In Schlettau fand, wie die „D. Z.“ bereits eingehend berichtete, die diesmalige Hauptversammlung des Obererzgebirgischen Bezirksfeuerwehrverbandes statt. Zum Unterschied mit früheren gleichen Tagungen hatte man in Rücksicht auf den Ernst der Zeit die Veranstaltung diesmal auf einen Tag beschränkt, und es war den ausgezeichneten Vorbereitungen der Schlettauer Freiwilligen Feuerwehr mit ihrem vorzüglichen Hauptmann, Herrn Stiehler, an der Spitze, gelungen, daß der Versuch hervorragend gelang. Wie immer, war die Beteiligung an dem Feuerwehrtag eine sehr starke. Die alte Bergstadt hatte den wackeren Männern im schlichten Wehrmannsrock einen herzerfrischenden Empfang bereitet. Überall grüßten Fahnen und Fähnchen, Girlanden, Blumen u. a. die Wehrmänner, auf die jeder Bürger mit Stolz blickte, eingedenk dessen, wie diese Männer jederzeit selbstlos und oft unter Daransetzung ihres Lebens bereit sind, sich einzusetzen für das Hab und Gut ihrer Mitmenschen. In wochenlanger, vorbildlicher Arbeit hatte Hauptmann Stiehler mit seinen Getreuen das Fest gesichert. *W e d r u f* eröffnete es, und überall mobilisierten die schneidigen Marschklänge des Wehrorchesters die Einwohnerschaft. Reges Leben herrschte alsbald auf Straßen und Plätzen. Von allen Seiten marschierten die Kolonnen an oder kamen per Autos usw. usw. Allen Landstraßen prägte sich das Bild des Schlettauer Tages auf, der weihedollen Aufklang auch durch einen ergreifenden Akt am Feuerwehrtag fand, wo Brandmeister Vogel sang der Gefallenen und der in der Heimat verschiedenen Wehrmänner gedachte, und der deutschen Pflichten gegen das so bedrückte Vaterland. Dann die Delegiertenversammlung im „Schützenhaus“, unter dem Vorsitzenden Stadtrat Müller-Scheibenberg, mit ihren Beratungen und Berichten und mit der Ehrung des auf 25 Jahre treue Amtierung zurückblickenden Verbandschrisiführers, Herrn Stimpel. Eine wundervolle *Plakmusik* unter Musikkapitän Köhler an den herrlichen Schwanenteich-Anlagen, vorzüglich verkaufere Schulübungen der Schlettauer Freiwilligen Wehr auf dem Marktplatz. Festzug und ein schneidiger Sturmangriff der Schlettauer vervollständigten das Programm, und zeigten, wie alles bei den Bezirkswehren schlagfertig und in bester Verfassung ist. — Beistehende Bilder zeigen einige Ausschnitte aus dem Schlettauer Feuerwehrtag, darunter auch Angehörige der Schlettauer Freiwilligen Feuerwehr in ihrer kleidsam-praktischen Uniform.

